

Berufswege

Neues Wissen, neues Glück

Wer eine Weiterbildung absolviert, braucht Neugier, Ehrgeiz und Durchhaltevermögen. Sechs Berufstätige erzählen, wie sie es bis zum Abschluss geschafft haben und was sich seither verändert hat



Andrea Bent-schneider, 40, Hotelfachfrau, hat sich nach einer Management-Weiterbildung als Ahnenforscherin selbständig gemacht.

„Als ich noch in der Hotellerie arbeitete, hatte ich immer Positionen mit Personalverantwortung. Die Verantwortung für die Kosten lag jedoch bei den Controllern. Den Umgang mit Zahlen, das wirtschaftliche Denken wollte ich lernen, als ich mich für das E-Learning-Studienprogramm „Management für Führungskräfte“ an der Uni Hamburg einschrieb. Ich sah meine berufliche Zukunft in der Selbstständigkeit – aber dass es eine Zukunft als Ahnenforscherin sein würde, war da natürlich noch nicht abzusehen. Ich hatte nur eine Liste mit Kriterien für meinen Traumjob erstellt: Er sollte eine internationale Dimension haben, ich wollte reisen, aber in Hamburg angesiedelt bleiben, ich wollte ein Auge fürs Detail wahren und Verantwortung übernehmen.“

Innerhalb des Programms OLIM („Online Lernen im Management“) habe ich dann sämtliche Module – vom Qualitätsmanagement über Arbeitsrecht bis hin zu Marketing – belegt. Die Tatsache, dass wir die Aufgaben in virtueller Team-Arbeit und per Chat erledigten, war neu und spannend für mich. Als wir uns im Modul „Managing Projects“ ein Projekt überlegen mussten, war das der Anstoß, meine Geschäftsidee mit der Ahnenforschung anzugehen. Innerhalb von drei Monaten habe ich da meine jetzige Selbstständigkeit als Berufsgenealogin geplant und umgesetzt.“

Ich weiß nicht, ob ich diesen Weg so schnell gegangen wäre, wenn ich nicht das OLIM-Programm durchlaufen hätte. Banken und Finanzamt jedenfalls konnten sich nicht vorstellen, dass man mit Ahnenforschung Geld verdienen kann. Aber dank der belegten Kurse und einer gehörigen Portion Arbeitseifer ist es mir innerhalb von fünf Jahren gelungen, mich und meine Firma „Beyond History“ so zu etablieren, dass ich mittlerweile einen Festangestellten und mehrere freie Mitarbeiter beschäftigen kann.“

Ich bin viel unterwegs, die Arbeit ist abwechslungsreicher als ich dachte. Wir gehen nicht nur in Archiven und nicht nur in Deutschland auf Spurensuche. Häufig geht es bei unseren Aufträgen um Flucht und Vertreibung, so dass ich manchmal erwäge, noch Polnisch zu lernen – denn das gehörte ja leider nicht zum OLIM-Programm.“

Von all dem, was ich in den zwölf Monaten der Weiterbildung gelernt habe, nutzen mir heute am meisten die Aufgaben zum kaufmännischen Denken. Einige andere Dinge brauche ich nicht so sehr – zum Beispiel Arbeits- und Organisationspsychologie. Aber wer weiß, ob ich dieses Wissen nicht in zehn Jahren nutzen kann. So etwas habe ich schon einmal erlebt: In meinen New Yorker Jahren habe ich an der NYU Filmschule Abendkurse belegt – aus Spaß. Und heute, da bin ich regelmäßig auch an nationalen und internationalen Film- oder Fernsehprojekten über Ahnenforschung beteiligt: als Rechercherin hinter der Kamera und als Expertin vor der Kamera.“



Bettina Zedlitz, 41, Krankenschwester, arbeitet nach dem Studium der Medizin-Informatik als Projektleiterin bei SAP – nicht nur im Bereich Health Care.

„Als ich meinen Freunden und meiner Familie erzählte, dass ich medizinische Informatik studieren wollte, waren alle skeptisch. Es ist wirklich ein schwieriges Fach, und ich war zu dieser Zeit alleinerziehend. Aber ich war auch stur – und so habe ich das Studium durchgezogen. Meinen Job als Krankenschwester reduzierte ich auf eine 40-Prozent-Stelle, nach der Arbeit holte ich die Kinder aus dem Kindergarten ab, und wenn sie im Bett waren, habe ich gelernt. Vier Jahre lang haben wir von 900 Euro im Monat gelebt.“

„Früher war ich abends erschöpft, aber intellektuell trotzdem nicht ausgelastet“

Als Krankenschwester war ich abends zwar erschöpft, aber intellektuell nicht ausgelastet. Als mein zweites Kind geboren wurde, beschloss ich deshalb zu studieren, sobald es in den Kindergarten gehen würde. Etwas Theoretisches sollte es sein, so viel war klar. Medizinische Informatik gefiel mir, weil ich zehn Jahre Berufserfahrung nicht einfach auf die Seite schieben wollte. Die Abläufe in einem Krankenhaus zu verstehen und sie mit Computerprogrammen zu unterstützen, reizte mich – als Krankenschwester war ich ja immer nur ein Rad im Getriebe gewesen. Ich konnte mir gut vorstellen, Software für medizinische Geräte zu programmieren oder medizinische Studien per Computer zu unterstützen.“

Also schrieb ich mich für Medizin-Informatik ein, einen gemeinsamen Studiengang der Uni Heidelberg und der Fachhochschule Heilbronn. Als es anfangs um theoretische Grundlagen ging, habe ich mich schwergetan – die Schulzeit war eben schon lange her. Aber je weiter ich im Studium vorankam, desto mehr half mir meine Berufserfahrung. Ich kannte die Arbeitsabläufe der Ärzte und Krankenschwestern und wusste daher, bei welchen Aufgaben sie Unterstützung durch Software benötigen. Und die medizinischen Praktika bekam ich, dank meiner früheren Arbeit, alle geschenkt.“

Im Krankenhaus wechselte ich damals in die Informatik-Abteilung, dort habe ich SAP-Software eingeführt. Meine Diplomarbeit habe ich bei SAP geschrieben – und im Anschluss dort als Entwicklerin im Bereich Healthcare angefangen. Ich hatte einen guten Abschluss, aber meine medizinische Erfahrung hat mir in jedem Fall auch geholfen, den Job zu bekommen. Mittlerweile leite ich auch Projekte, die nichts mit dem Gesundheitswesen zu tun haben.“

Der neue Beruf hat mir viel gebracht: geregelte Arbeitszeiten, keine Dienste an Wochenenden oder an Weihnachten. Eine deutlich bessere Bezahlung. Viele Reisen – ich war bei schon bei Kunden in Florida, Italien und Costa Rica und bei SAP-Niederlassungen in Indien und Ungarn. Und das Wissen, dass ich alles schaffen kann, wenn ich nur will.“



Marcel Martin, 34, Bauingenieur, konnte sich mit einer vom Arbeitgeber finanzierten Weiterbildung in „Redevelopment“ für seinen Job spezialisieren.

„Das Weiterbildungsstudium war eine Chance, die ich mir nicht entgehen lassen konnte. Mein Chef hat die Idee an mich herangetragen, die Firma hat mir ein Stipendium für die mehr als 10 000 Euro Studiengebühren gewährt, und sie hat mich an den Studientagen, die in der Regel auf den Freitagen fielen, freigestellt. Und: Die Inhalte passten genau zu den Herausforderungen, denen wir uns bei meiner Firma, der RWE Power AG, stellen müssen: Wir haben Flächen und Gebäude, die beispielsweise im Umfeld des Braunkohle-Tagebaus nicht mehr für den Betrieb benötigt werden – und die vermarktet werden müssen.“

Ich selbst war fünf Jahre lang mit Umsiedlungsplanung befasst. Ich habe Standorte für neue Ortschaften vorbereitet und dabei auch Kontakt zu den Bürgern gehalten, die wegen des geplanten Kohleabbaus umziehen sollten. Im Rahmen der Personalentwicklung wurden ein Kollege und ich dann ausgewählt, den einjährigen Studiengang „Redevelopment“ an der Technischen Hochschule Aachen zu absolvieren – ein ziemlich spezielles und deshalb einzigartiges Angebot in Deutschland. Ich habe da zum Beispiel gelernt, Wirtschaftlichkeitsberechnungen aufzustellen: Welche Summen muss ich in ein Gebäude stecken, um es sinnvoll zu nutzen – und was kann ich damit erwirtschaften? Für mich als Bauingenieur war das eine neue Herangehensweise an die Landschaftsentwicklung, ebenso für meine Kommilitonen, die Architekten, Städteplaner, Landschaftsplaner und Geographen waren.“

Das Studium setzt in jeder Hinsicht auf Interdisziplinarität: Sowohl die Dozenten als auch Fachleute aus der Praxis haben uns einen umfassenden Einblick in Themen wie Denkmalschutz, Baurecht, Altlastenentsorgung und Marketing vermittelt – also über alles, was bei der Entwicklung von Flächen oder Immobilien eine Rolle spielt. Jetzt bin ich in der Lage, Maßnahmen mit Blick auf die Machbarkeit und die Kosten zu entwickeln, die Expertise von Denkmalschützern oder Altlastsanierern einzuordnen und gegebenenfalls zwischen solchen Spezialisten mit ihren unterschiedlichen Fachsprachen zu vermitteln.“

Wie es nach dem Studium weitergeht, war zunächst offen. Klar war: Je höher qualifiziert, desto besser – weil ich für mehr Aufgaben einsetzbar bin. Direkt nach der Master-Thesis bin ich prompt in das Team „Liegenschaftsprojekte“ gewechselt, und finanziell hat sich die Weiterbildung auch gelohnt.“

Persönlich ist es mir sehr wichtig, dass ich meinen Fachhochschulabschluss um einen universitären Abschluss aufgewertet habe. Der könnte auch jenseits von RWE Power irgendwann mal nützlich sein. Schon vor dem Master-Studium hatte ich immer mal mit dem Gedanken an eine Weiterbildung gespielt, weil ein Fachhochschul-Diplom für höhere Positionen nicht ausreicht. Aber ein Studium hätte ich mir wohl nicht geleistet.“



Josefine Woithe, 27, arbeitet im Amt des Kölner Oberbürgermeisters und hat sich mit einem Studium für Jobs außerhalb der Verwaltung qualifiziert.

„Ich habe schon während des Studiums zur Verwaltungswirtin beschlossen, mich weiterzubilden. Auch wenn ich mich mit meiner jetzigen Tätigkeit sehr wohl fühle, hatte ich schon damals das Gefühl, mir Perspektiven jenseits des öffentlichen Dienstes erschließen zu müssen. Allein mit einem rein verwaltungswirtschaftlich orientierten Fachhochschul-Diplom wäre der Wechsel in die freie Wirtschaft sehr schwierig. Weil ich für einen weiteren Abschluss meinen Job bei der Stadt Köln aber nicht aufgeben wollte, entschied ich mich für ein Fernstudium an der Technischen Universität Kaiserslautern: den Master „Ökonomie und Management“.“

Dass ich nun noch immer bei der Stadt Köln beschäftigt bin und nicht etwa in einer Unternehmensberatung, verdanke ich Vorgesetzten, die mein Engagement neben dem Job anerkannt haben und mir sehr abwechslungsreiche und verantwortungsvolle Aufgaben im Amt des Oberbürgermeisters übertragen haben. So bin ich unter anderem in der Projektleitung für das Sitzungsmanagementsystem der Stadt tätig, mit dem die gesamte Gremienarbeit elektronisch gesteuert wird, ich betreue den Konrad-Adenauer-Preis und bin nebenamtlich Dozentin für das städtische Schulungszentrum.“

„Ich habe über mich gelernt, dass mein Durchhaltewillen mit der Aufgabe wächst“

Meine Verdienstmöglichkeiten sind zwar durch den Master-Abschluss noch nicht gestiegen. Denn um nicht nur Angestellte, sondern auch Beamtin im höheren Dienst zu werden, ist zusätzlich zum Master ein Vorbereitungsdienst erforderlich, wie ihn die Juristen mit Referendariat und zweitem Staatsexamen erlangen. Nordrhein-Westfalen bietet Bewerbern mit einem wirtschafts-, verwaltungs- oder sozialwissenschaftlichen Studienabschluss keine Gelegenheit zu einem Verwaltungsfreierendariat. Ich bin aber zuversichtlich, dass ich die Managementkenntnisse, die ich im Studium erworben habe, auch in Zukunft einbringen kann, um den Wandel im Öffentlichen Dienst zu unterstützen.“

Für mich persönlich hat es sich auf jeden Fall gelohnt, denn in erster Linie habe ich das Studium für mich gemacht, weil mir Lernen einfach Spaß bereitet. Und neben den fachlichen Inhalten habe ich etwas Entscheidendes über mich selbst gelernt: dass ich mich gut organisieren kann und mein Durchhaltewillen mit der Aufgabe wächst. Immerhin dauerte der Master gut zwei Jahre, 15 bis 20 Stunden pro Woche habe ich zum Lernen gebraucht. Wochenenden und Urlaubstage zu entbehren, war schwierig. Inzwischen habe ich eine weitere Herausforderung gefunden: Ich promoviere berufsbegleitend an der Hochschule für Verwaltungswissenschaften in Speyer.“



Gisela Reinecke, 51, Maschinenbauingenieurin, gelang nach längerer Arbeitslosigkeit und einer maßgeschneiderten Fortbildung die Rückkehr in den Beruf.

„Ich war schon seit längerer Zeit arbeitslos, als ich in der Lokalzeitung von der Studienergänzung Maschinenbau an der Hochschule Magdeburg las. Diese Fortbildung war wie maßgeschneidert für mich, denn in dieser Zeit wurden wieder Maschinenbauingenieure gesucht. Mein Studium war aber schon lange her, seit zwölf Jahren war ich aus dem Beruf raus. Nach der Wende hatte ich in einer Bauplanungsfirma gearbeitet, wo ich mich mehr um Planung, Bauleitung und Kostenkontrolle kümmerte, weniger um die Fertigung und Konstruktion von Bauteilen selbst.“

Die mehrwöchigen Kurse, die ich in einer früheren Phase der Arbeitslosigkeit belegt hatte, um neue Software zum Erstellen von 2D- und 3D-Zeichnungen kennenzulernen, hatten einfach noch nicht gereicht, um mich für den Wiedereinstieg als Konstrukteurin zu qualifizieren. In der Steuerungs- und Automatisierungstechnik war mittlerweile einfach zu viel Neues passiert. Also habe ich mich um einen Studienplatz im „Aqua“-Programm für arbeitslose Akademiker beworben, in dessen Rahmen die Hochschule Magdeburg und die Otto-Benecke-Stiftung gemeinsam die Studienergänzung Maschinenbau anbieten. Magdeburg war ja schon immer ein Maschinenbau-Standort.“

Einen von 25 Studienplätzen habe ich bekommen. Es war erstaunlich, wie viel vorhandenes Wissen ich allein durch die Beschäftigung mit der Materie wieder abrufen konnte. Mein Ziel ging aber darüber hinaus, ich wollte dieses alte Wissen aktualisieren. Im Studium habe ich mich dann nicht nur in die neuesten Computer-Programme eingearbeitet, sondern auch viel über neue Werkstoffe, Einsatzmöglichkeiten und neue Konstruktions-techniken erfahren. Sicher gäbe es noch viel mehr zu lernen als das, was in dem einen Studienjahr möglich war – aber das lerne ich eben jetzt, bei der Arbeit.“

In meinem jetzigen Job als Konstrukteurin bei einer Genthiner Firma bin ich über ein Praktikum gerutscht, um das ich mich innerhalb der Weiterbildung beworben hatte. Ich habe großes Glück gehabt, dass diese Firma mich übernommen hat. Die Aufgabe ist anspruchsvoll, wir bauen unter anderem Schleusentore und Stahlbrücken. Das Unternehmen hat deutschlandweit Aufträge, aber ich arbeite im Konstruktionsbüro in meiner Heimatstadt Genthin. Und finanziell stehe ich ähnlich da wie früher.“

Die Weiterbildung hat sich also gelohnt, auch wenn sie eine Zeit der Entbehrung war. Ich hatte wenig Freiraum für die Familie, Urlaub war nicht drin, und ich hatte nur Anspruch auf Arbeitslosengeld II. Es hat auch ein paar Wochen gedauert, bis ich mich wieder an das Lernen gewöhnt hatte. Aber dann war es ein gutes Gefühl, wie ich mit den jungen Leuten mithalten konnte. Ich war um einiges älter als die meisten – manchmal wurde ich auf dem Flur sogar gefragt, ob ich die Dozentin sei.“



Irene Fackler-Schwalbe, 54, ist Ärztin und hat sich durch ein Pflege-Management-Studium Arbeitsmöglichkeiten jenseits der Klinik geschaffen.

„Bevor ich mich für den Master-Studiengang Health Care Management an der Fachhochschule Deggendorf entschied, hatte ich mit dem Gedanken an ein Fernstudium gespielt, um weiter Vollzeit arbeiten zu können. Aber ich bin froh, dass ich mich zum Präsenzstudium entschlossen habe. Die Diskussionen mit den Kommilitonen – wir waren Mediziner, Apotheker, Betriebswirte – und den Dozenten möchte ich nicht missen.“

Die Reformen im Gesundheitssystem, finanzielle Zwänge, Qualitätsanforderungen und Verwaltungsaufgaben zwingen die Ärzte eigentlich dazu, sich mit Management auseinanderzusetzen: die Fallpauschalen im stationären, die Honorare im ambulanten Bereich und die Einführung von Qualitätssicherungsmaßnahmen sind nur einige Beispiele. Auch an meinem Arbeitsplatz, einer Krankenhausambulanz, zeigte sich zunehmend Handlungsbedarf. Nachdem ich 2006 eine Fortbildung zum Ärztlichen Qualitätsmanager absolviert hatte, schien es mir nur konsequent, das Wissen zu vertiefen.“

„2500 Stunden Arbeit und 20 000 Euro habe ich in die Weiterbildung investiert“

An der Fachhochschule haben sie propezeit: Das Studium wird eine Belastung für die Familie, am Ende des zweiten Semesters wird es einen Durchhänger geben. So war es dann auch. Geschätzte 2500 Stunden Arbeit habe ich ins Studium investiert, 168 Stunden ins Pendeln, und gut 20 000 Euro hat mich die Weiterbildung gekostet. All das hat sich gelohnt, weil das Studium uns für die vielfältigen Anforderungen des Gesundheitswesens sowohl für die Arbeit im Krankenhaus als auch in einer Ambulanz, für die Beratung der Patienten und die Kontakte mit den Krankenkassen fit gemacht hat. Außerdem haben wir uns durch Gruppen- und Einzelfeedback sowie Coaching persönlich enorm weiterentwickelt.“

Mein Ziel ist jetzt, die neuen Fähigkeiten anzuwenden – am liebsten im Fachbereich Hämatologie/Oncologie. Auf diese Weise würde ich gerne zur Verbesserung von Strukturen und Arbeitsabläufen beitragen, zum Beispiel, indem ich in das Management von Ärzte-Netzwerken und medizinischen Versorgungszentren einsteige. Denkbar wäre auch, dass ich im Medizin-Controlling eines Krankenhauses arbeite. Und ich setze um, womit ich mich in meiner Master-Arbeit beschäftigt habe: den Aufbau eines regionalen Palliativnetzes.“

Protokolle: Eva Keller, Fotos: privat

LERNEN

Verantwortlich: Werner Schmidt
Redaktion: Jutta Pilgram
Anzeigen: Jürgen Maukner